

Und da ist sie – die geheime Superkraft pubertierender Töchter. Sie hat es nicht so gemeint, aber ihre Worte treffen einen wunden Punkt. Habe ich nicht genau das gedacht, als ich ihn in jenem ersten Moment meinen Namen rufen hörte? Oder als er mich zum Abschied umarmen wollte und in seinem Blick fast ein stummes Flehen lag?

Wie hätte ich denn nicht annehmen sollen, dass es um mich ginge?

Ich schiebe energisch das Kinn vor. »Wir werden in aller Ruhe darüber reden. Ohne eure Zustimmung passiert gar nichts. Wir setzen uns zusammen, mit eurem Dad, und dann entscheiden wir, wie es weitergeht.«

»Aber ich habe mich schon entschieden!«

Wie die Mutter, so die Tochter. Genau das habe ich auch zu John gesagt, als er um eine Woche mit den Kindern bat. Eine Woche, um drei Jahre wiedergutzumachen? Nein. Da müsse er sich schon was Besseres einfallen lassen.

»Erst die Familienkonferenz, dann wird entschieden«, bleibe ich dabei. »Er ist immerhin euer Vater, und ich fände es gut, wenn ihr das mit ihm persönlich klärt. Vielleicht lernt ihr etwas von ihm. Und wenn es nur ist, sich einem Menschen zu stellen, der einem wehgetan hat.«

»Punkt eins«, meldet sich mein schlauer Sohn zu Wort. »Er kann überhaupt nicht an der Familienkonferenz teilnehmen, weil er ja gar nicht mehr zur Familie gehört.«

Cori nickt nachdrücklich und verschränkt die Arme. »Genau. Er gehört nicht mehr dazu.« Ich muss lachen und erinnere mich daran, wie ich mir früher, als die Kinder noch klein waren und sich ständig in den Haaren lagen, oft nicht anders zu helfen wusste als mit einem »Denkt dran, dass euer Vater in zwei Stunden nach Hause kommt«, und wie dann sofort aller Zwist vergessen war. Anscheinend hat Johns Auftauchen noch immer diese einigende Wirkung auf sie.

»Punkt zwei«, fährt Joe fort. »Ich wüsste nicht, was ich von meinem Dad lernen sollte. Außer vielleicht, wie man einen Nervenzusammenbruch bekommt, seine Familie sitzen lässt, sich nach Hongkong absetzt und sein angekratztes Ego mit jüngeren Frauen aufzupolieren versucht.«

Mir klappt die Kinnlade herunter. Soll ich entsetzt oder dankbar sein, dass Joes Kindertherapeut es geschafft hat, meinen Sohn schon im zarten Alter von zwölf Jahren seine Gefühle so eloquent in Worte fassen zu lassen?

»Dürfte ich auch mal was sagen?«, schaltet sich Lena ein. Wir nicken erleichtert, denn Lena gehört quasi zur Familie, seit sie vor drei Jahren das sinkende Schiff gerettet hat. Eine bessere Freundin hätte ich mir nicht wünschen können, und ich weiß bis heute nicht, wie ich das ohne sie durchgestanden hätte. Lena hat sich um die Kinder gekümmert, mir zu einem Job verholfen, für uns gekocht und tröstend meine Hand gehalten, wenn ich Rotz und Wasser heulte.

Ihre Stimme ist klar und bestimmt. »Lasst uns die Frage einfach mal juristisch betrachten, das ist doch sein Gebiet. Was genau habt ihr gegen euren Vater vorzubringen? Und wenn zahllose Folgen von *Good Wife* mich eins gelehrt haben, dann dass es gute, triftige Gründe sein müssen, um jeden Kontakt zu ihm abzubrechen.«

Cori, die ein großer Fan von Gerichtsdramen ist, spitzt die Ohren. Joe, der viel von logischem Denken hält, sich aber weder für Fernsehserien noch Dramen im

Allgemeinen interessiert, wartet geduldig ab.

»Ist euch dadurch, dass er vor drei Jahren eure Familie verlassen hat, irgendein greifbarer Nachteil entstanden?« Lena schaut Cori und Joe fragend an, ehe sie die Antwort gleich mitliefert. »Objektiv betrachtet, nein. Denn eure Mom hat sich doppelt für euch ins Zeug gelegt. Sie hat quasi über Nacht einen Job als Schulbibliothekarin angetreten, um weiterhin eure nette kleine Privatschule finanzieren zu können. Ihr habt nicht einen einzigen Tag versäumt. Sie hat das Haus refinanziert, damit auch ohne Unterhaltszahlungen von eurem Dad genug Geld für alle eure Wünsche da ist und ihr hier wohnen bleiben könnt. Ihr habt auf nichts verzichten müssen. In Sachen Lebensqualität hat sich durch den Auszug eures Dads nichts Wesentliches für euch verändert.«

Ich schaue sie an und denke, nett gemeint, aber was dieses kleine Plädoyer mehr als deutlich macht, ist doch wohl, dass *meine* Lebensqualität ganz erheblich gelitten hat. Ich leide hier seit drei Jahren vor mich hin und bade alles aus. Ein Aufklärungsvideo über subakuten chronischen Stress würde im Zeitraffer zeigen, wie ich frühmorgens in einer meiner in drei flotten Farben vorhandenen Stretchhosen mit Gummiband knietief im Schnee stehe und die Einfahrt freischippe, damit meine Kinder pünktlich zu ihren außerschulischen Aktivitäten kommen, wie ich dann zweihundertfünfzig überprivilegierten Kids beizubringen versuche, dass Computernutzung nicht zehn Stunden Pornokonsum bedeutet, und mich abends völlig fertig mit einer Folge *Outlander* aufs Sofa fallen lasse und viel zu erledigt bin, um überhaupt auf den Gedanken zu kommen, jetzt noch meinen Vibrator hervorzukramen, geschweige denn ihn zu benutzen.

Es wäre ein ziemlich deprimierendes Filmchen.

Aber Lena ist noch nicht fertig. »Moment, werdet ihr sagen, das ist rein materiell und viel zu kurz gedacht, denn was ist mit den seelischen Verletzungen? Mit unserer Wut und unserem Schmerz? Natürlich tat es weh, als er euch verlassen hat. Aber kann man das nicht vielleicht wiedergutmachen? Das dürfte die Frage sein, die er sich stellt. Und die er auch euch stellen wird. Lässt sich die verlorene Zeit mit euch nicht nachholen?«

»Was geht es uns an, was er will?«, entgegnet Cori. »Es sollte doch darum gehen, was wir wollen.«

»Gut«, fährt Lena fort. »Dann überlegen wir mal, was ihr wollt. Was glaubt ihr denn, was sich besser anfühlt – ihm zu verzeihen und ein paar nette Tage mit ihm zu verbringen oder ihm bis ans Ende eures Lebens Vorwürfe zu machen? Oder anders gesagt: Schneidet ihr euch nicht ins eigene Fleisch, wenn ihr ihn bestraft?«

Corinne stöhnt genervt. »Bei dir klingt es so, als wäre es total ungerecht von uns, ihn zu hassen, Lena.«

»Jemanden zu hassen ist sowieso keine Lösung«, bemerke ich automatisch und mehr zu mir selbst. »Wenn ihr mich fragt, hat Lena mal wieder recht.«

Sie hebt die Hände, als wolle sie sagen »Tja, hab ich's nicht gesagt?«.

»Ich heiße das Verhalten eures Vaters keineswegs gut«, stelle ich klar. »Wenn ich ganz ehrlich sein soll, hat es mich damals zutiefst verletzt, dass er uns einfach so

verlassen hat.« Noch ehrlicher wäre es zuzugeben, dass es mich auch keineswegs kaltgelassen hat, ihn einfach so wiederzusehen.

»Ach nee«, sagt Cori.

»Aber so verlockend es ist, ihn die Konsequenzen seines Handelns spüren zu lassen, will ich das eigentlich Wichtige nicht aus den Augen verlieren – und das seid ihr beide. Und mein größter Wunsch ist es, dass ihr glücklich seid. Obwohl«, setze ich nach, »am meisten wünsche ich mir, dass ihr das College, oder zumindest die Schule, ohne Vorstrafen beendet *und* glücklich seid. Ich glaube, wenn ihr Zeit mit eurem Vater verbringt – und versucht, ihm seine Fehler zu verzeihen –, würde euch das eher glücklicher als unglücklicher machen.«

Glaube ich das wirklich, was ich da sage? Bin ich auf einmal eine Verfechterin selbstloser Vergebung geworden? Könnte ich John verzeihen, was er getan hat, ihn wieder in unser Leben lassen, als wäre nichts geschehen?

Wohl kaum. Aber würde ich es mir nicht wenigstens für die Kinder wünschen?

»Ihr wisst, dass euer Dad uns nicht ohne Grund verlassen hat, auch wenn es sich damals so anfühlte. Er hat uns verlassen, weil er dachte, wir wären ohne ihn besser dran. Er hat uns verlassen, weil er ständig traurig und wütend war und Angst hatte, euch damit zu schaden. Er dachte, wenn er weggeht, würde es ihm irgendwann besser gehen und dann könnte er, wenn er zurückkommt, auch ein besserer Vater sein.« Ich versuche mir nicht anmerken zu lassen, wie schwer mir diese Worte fallen, wie verletzend sie noch immer sind. Da kann er mir noch so sehr versichern, es habe nichts mit mir zu tun gehabt. Wie sollte es denn nichts mit einem selbst zu tun haben, wenn der Mann, den man liebt, auf größtmöglichen Abstand zu einem gehen muss, um sein Glück zu finden? »Ihr wisst, dass er trotz allem immer an euch gedacht hat. Denkt doch nur an diese lustigen Karten, die er euch geschickt hat ...« John hatte sich angewöhnt, den Kindern zu allen möglichen und unmöglichen Anlässen Grußkarten zu schicken, denen jedes Mal ein viel zu üppig bemessener Scheck beilag: zum Geburtstag, zu Weihnachten, zu Thanksgiving und Ostern, einmal sogar zum Tag der Arbeit, was man wirklich nicht verstehen muss. Ich suche nach den passenden Worten. »Das zeigt, dass er ... zwar nicht immer alles richtig gemacht, sich aber doch zumindest bemüht hat.«

Joe hat sein nachdenkliches Gesicht aufgesetzt. Lena und Cori schauen ihn erwartungsvoll an, denn was Joe als Nächstes sagt, dürfte Gewicht haben und für uns alle sprechen. Joe ist der Vernünftigste von uns, für sein Alter vielleicht etwas zu vernünftig. Ich neige dazu, mich aufzuopfern und die Märtyrerin zu spielen, Cori ist unsere Drama Queen, und John hat, wen überrascht es, eigentlich immer zuerst an sich gedacht. Bei Joe haben sich all diese Eigenschaften ins Positive gewendet: Er ist großzügig, einfühlsam, strebsam und dazu noch blitzgescheit. Bisweilen übersteigt er damit meinen Horizont, aber das tut meiner Mutterliebe keinen Abbruch.

»Lena«, sagt er schließlich, und ich weiß, dass jetzt eine Gewissensfrage kommt, denn bevor Lena Lehrerin an der Country Day wurde, war sie Ordensschwester. »Ist Vergebung etwas, das man lernen kann, so wie Schach, oder ist es ein Talent, das einem angeboren ist, so wie musikalisch sein?«

»Beides«, antwortet Lena auf ihre diplomatische Art. »Manche Menschen müssen es lernen, anderen zu verzeihen, und es wird ihnen nie leichtfallen. Wenn sie sich Mühe geben, können sie es darin zur Perfektion bringen, es wird aber immer eine Kopf- und keine Bauchentscheidung für sie sein. Wer sich nicht darum bemüht, wird im Laufe der Zeit immer mehr Kränkungen mit sich herumschleppen – und ich weiß, wovon ich rede, denn ich tue mich selbst schwer damit und muss mich ständig zur Nachsicht disziplinieren.«

Dann nickt sie zu mir herüber. »Anderen Leuten, wie eurer Mutter, wurde das Verzeihen praktisch in die Wiege gelegt. Sie merken es kaum noch, wie oft sie anderen etwas nachsehen. Dadurch werden sie zwar viel öfter ausgenutzt und gekränkt als andere Menschen, empfinden das aber gar nicht so, weil sie vergeben und loslassen können.«

Ich spitze nachdenklich die Lippen und weiß nicht, ob ich Lena darin zustimmen würde, habe aber natürlich nichts dagegen, dass sie mich vor den Kindern in einem besseren Licht erscheinen lässt.

Cori seufzt. »Dann gehöre ich definitiv zur ersten Gruppe, denn ich bin immer noch sauer, dass Trinity sich den Lippenstift in derselben Farbe gekauft hat wie ich. Das sollte mein Alleinstellungsmerkmal werden«, sagt sie, und ich muss mir eine bissige Bemerkung über Trinity verkneifen, die mir von Coris Freundinnen nicht gerade die liebste ist. »Und was Dad sich geleistet hat, ist ja noch mal was ganz anderes. Ich könnte ihm das mindestens noch mal drei Jahre nachtragen. Warum sollte ich nicht stinksauer auf ihn sein, wenn ich doch allen Grund dazu habe?«

»Es steht dir natürlich völlig frei«, sage ich. »Aber ich glaube, du lässt dir dadurch einiges entgehen. Was ist mit dir, Joe?«

»Ich mache, was Cori macht«, entgegnet er auf seine nüchtern bedachte Art. »Wenn sie keine Zeit mit ihm verbringen will, nicht mal eine Woche, dann will ich das auch nicht – nicht mal eine Woche.«

Lena lehnt sich zurück und lächelt. Sie hat schneller begriffen als ich, was hier gespielt wird.

»Oh Mann, meinetwegen«, stöhnt Cori theatralisch. »Blödmann.« Das geht an Joes Adresse. »Dann eben eine Woche. Eine Woche werde ich schon überleben.«

Joe lächelt still in sich hinein, Lena und ich wechseln einen kurzen Blick.

»Also eine Woche am Anfang der Sommerferien«, halte ich fest. »Das klingt doch nach einem Kompromiss, mit dem alle leben können. Und ich bin ja nicht aus der Welt«, verspreche ich. »Wenn irgendetwas sein sollte, stehe ich bereit, um die Scherben zusammenzukehren.«

Wie hätte ich in diesem Moment ahnen können, dass ich vor Ende des Sommers mehr als genug mit mir selbst zu tun haben würde?

2. Kapitel

Liebe Mom,

mir ist schon klar, dass du dieses sogenannte Lesetagebuch, zu dem du mich verdonnert hast, erst Ende des Sommers zu Gesicht bekommen wirst. Trotzdem würde ich gern ein paar Kritikpunkte anbringen.

1. Das Schuljahr ist noch nicht mal um, warum muss ich jetzt schon mit meinem Sommerferienleseprojekt anfangen?
2. Warum soll ich überhaupt etwas in den Sommerferien lesen, wenn Sinn und Zweck der Sommerferien doch ist, NICHTS lesen zu müssen?
3. Müssen Kinder, deren Eltern keine Bibliothekare sind, auch solche Projekte machen? Ich meine, ganz ehrlich, denk mal drüber nach. Müssen Kinder von Zahnärzten jeden Sommer dreimal am Tag Zahnseide benutzen? Oder was, wenn du das Pech hast, und deine Eltern sind in der Army? Geht es dann dreimal am Tag auf den Schießstand?
4. Übrigens: Wenn ich die Wahl hätte, würde ich mich für Zahnseide und Schießstand entscheiden.
5. Ein Wort zur Lektüreliste: Du schreibst, ich soll Supergute Tage oder Die sonderbare Welt des Christopher Boone lesen. Na super. Weißt du, was mir das bringt, ein Buch über einen autistischen Jungen zu lesen, der in England lebt und eine zahme Ratte hat? Absolut NICHTS. Damit kann ich mich NULL IDENTIFIZIEREN, MOM.

Und wenn ich mir die anderen Titel anschau, soll ich also was über Leute lesen, die entweder vor hundert Jahren gelebt oder gegen die Nazis gekämpft haben, in einer nicht näher benannten Zukunft leben oder in einem erfundenen Königreich aus einem Disneyfilm.

Mom. Sind dir John Green oder Stephenie Meyer ein Begriff? Sind die Tribute von Panem zu viel verlangt? Geht es bei diesem Projekt vielleicht darum, mich dafür zu bestrafen, das schwarze Schaf in einer Familie superschlauer Leseratten zu sein?

Ich finde das ehrlich gesagt ziemlich unfair. Weil ... na, weil es halt einfach nicht fair ist.

Fair wäre, wenn du im Gegenzug einen ganzen Sommer lang mit Trinity am Pool abhängen müsstest.

Alles Liebe,